

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument zu drucken und aus ihm zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internetadresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors.



MARCO LAGGER

Operiert die Hermeneutik des 19. Jahrhunderts tatsächlich hypothetisch-deduktiv?

Eine kritische Auseinandersetzung mit den Thesen Dagfinn Føllesdals zur Hermeneutik

In seinem einflussreichen und bereits 1979 in *Dialectica* erschienenen Aufsatz *Hermeneutik und die hypothetisch-deduktive Methode*¹ vertritt der aus Norwegen stammende und in Stanford lehrende Philosoph Dagfinn Føllesdal die These, dass die als „hermeneutische Methode“ bezeichnete Verfahrensweise zur Interpretation von Texten, Kunstwerken und Handlungen hypothetisch-deduktiv ist. Demnach sei die von den Hermeneutikern behauptete und in der Geschichte dieser Disziplin fest verwurzelte Differenz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht nur behoben, vielmehr zeige sich bei näherem Hinsehen sogar, dass sie eigentlich nie bestanden habe².

Im Folgenden sollen zunächst die von Føllesdal in diesem Aufsatz formulierten Thesen näher dargestellt werden. Føllesdal geht allerdings über die bloße Darstellung der hypothetisch-deduktiven Methode und ihre exemplarische Anwendung hinaus, indem er auch auf die grundsätzlichen Rationalitätsbedingungen eingeht, die wir zum Verständnis aller Handlungen voraussetzen müssen. Im Anschluss daran soll die Hermeneutik aus Sicht der germanistischen Literaturwissenschaft anhand einschlägiger Einführungen in diese Disziplin zur Darstellung kommen. Vor diesem Hintergrund soll dann im zweiten Abschnitt dieser Arbeit kritisch überprüft werden, ob Føllesdals Darstellung zutreffend ist. Im dritten Teil soll schließlich als Synthese der beiden vorangehenden Abschnitte Tepees wissenschaftstheoretisch fundierte Transformierung der Hermeneutik in ihren Grundzügen dargestellt werden.

Ziel dieser Arbeit ist keine historische Analyse der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts. Die Grundfrage, ob die Hermeneutik tatsächlich hypothetisch-deduktiv operiert, dient dabei lediglich als Brücke zu der Frage, was überhaupt das Wissenschaftliche der Literaturwissenschaft ausmacht. Denn einer solch grundsätzlichen Methodenreflexion muss sich diese Disziplin durchaus stellen, wenn sie valide Erkenntnisse hervorbringen will und mit ihrem Wissenschaftsanspruch von anderen Wissenschaftsdisziplinen ernst genommen werden möchte, deren Erkenntnisquelle primär die Empirie ist. Ob sich dabei die von den Hermeneutikern des 19. Jahrhunderts behauptete prinzipielle Differenz zwischen Geistes- und Naturwissenschaften tatsächlich untermauern lässt, so dass sie eine grundsätzlich andere Methodik rechtfertigt, oder ob dieser Unterschied nicht die Vorgehensweise, sondern lediglich den Objektbereich der Disziplin betrifft – nämlich den der Produkte menschlicher Handlungen –, soll schließlich geklärt werden. Mindestens implizit kann so eine basale wissenschaftstheoretische Reflexion für die Literaturwissenschaft geleistet werden.

¹ Føllesdal (1979). Der Darstellung liegt die deutsche Übersetzung des Aufsatzes in Bühler (2008) zu Grunde.

² Føllesdal (1979), S. 157.

1. Die Hermeneutik des 19. Jahrhunderts

1.1 Føllesdals wissenschaftstheoretische Analyse der Hermeneutik

Føllesdal beginnt seine Auseinandersetzung mit der Hermeneutik mit dem Hinweis darauf, dass Schleiermacher und Dilthey durch ihre Arbeiten das Wirkungsfeld dieser Disziplin beträchtlich erweitert haben; war die Hermeneutik in ihren Ursprüngen beschränkt darauf, auf Texte angewandt zu werden, muss den beiden eminenten Vertretern der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts demnach das Verdienst zugerechnet werden, diese Ketten gesprengt und den Anwendungshorizont über Texte allein hinaus auf Kunstwerke und alle menschlichen Handlungen erweitert zu haben. Diesem allgemeineren Hermeneutik-Begriff folgend versteht Føllesdal die Hermeneutik ebenfalls als „allgemeine Methode der Interpretation menschlicher Handlungen sowie der Produkte menschlicher Handlungen“³.

Allerdings weicht er dabei in einem wesentlichen Punkt von Dilthey ab: Denn Dilthey war, so die weitere Ausführung, der Auffassung, dass die Hermeneutik eine genuin geisteswissenschaftliche Angelegenheit ist, dass sie also nach grundsätzlich anderen Methoden zu verfahren hat als die Naturwissenschaft. Nach dieser von Føllesdal hier bezweifelten Position besteht eine prinzipielle Differenz zwischen der geisteswissenschaftlichen Methode des Verstehens und der naturwissenschaftlichen des Erklärens. So erfordert aus hermeneutischer Sicht des 19. Jahrhunderts der Gegenstandsbereich der Geisteswissenschaften eine grundsätzlich andere Verfahrensweise als jener der Naturwissenschaften, denen die hypothetisch-deduktive Methode durchaus angemessen ist. In scharfer Abgrenzung zu der in dieser Weise verfahrenen Naturwissenschaft wird die Hermeneutik als integraler Bestandteil der Geisteswissenschaften angesehen, zugleich determiniert sie deren Methodik.

Føllesdal vertritt die Position, dass diese grundlegende methodische Differenz zwischen den erklärenden Naturwissenschaften und den verstehenden Geisteswissenschaften zu Unrecht behauptet wird, denn: „Die hermeneutische Methode ist die hypothetisch-deduktive Methode, angewandt auf bedeutungstragendes Material (z.B. Texte, Kunstwerke, Handlungen, etc.).“⁴ Um weiter in die differenzierte Diskussion dieser Frage vordringen zu können, muss zunächst geklärt werden, was unter der hypothetisch-deduktiven Methode überhaupt zu verstehen ist. Nach Føllesdals Beobachtung haben die meisten Autoren, die diese Methode als ungeeignet für die Geisteswissenschaften betrachten – er nennt hier besonders Habermas –, nicht hinreichend erfasst, worin sie eigentlich besteht. Daher stellt er der weiteren Auseinandersetzung zunächst eine kurze Erklärung des Begriffs voran.

In der Bezeichnung als „hypothetisch-deduktiv“ sind ja bereits zwei Vorgänge angedeutet: Erstens der der Hypothesen-Bildung, dies ist die Formulierung einer noch zu überprüfenden Annahme, im logischen Sinne also die Prämisse⁵; zweitens die Deduktion, also die Ableitung von Konsequenzen aus den in der Hypothese formulierten Annahmen⁶. Sind diese Konsequenzen vereinbar mit anderen relevanten, ebenfalls auf empirischem Wege gewonnenen und bereits bewährten Daten und dem sich daraus ergebenden und gefestigten System von Überzeugungen, so kommen wir auf diesem Weg zu bewährten und tragfähigen Hypothesen über den Gegenstand. Nach und nach entsteht so ein konsistentes, d.h. also keine Widersprüche enthaltendes Gebäude von Überzeugungen.

Føllesdal weist in diesem Zusammenhang jedoch auf zwei grundsätzliche wissenschaftstheoretische Probleme dieser Methode hin: Erstens lässt sich aus jeder Hypothese – rein logisch betrachtet – potentiell eine unendliche Zahl von Konsequenzen deduzieren, von denen man nicht wissen kann, ob sie sich alle zu einem bestimmten Zeitpunkt bewähren, und schon gar nicht, ob man sie nicht in Zukunft irgendwann mit Erfahrungen konfrontieren können wird, die sie zu Fall bringen. Zweitens ist es, ganz unabhängig davon, ob die Konsequenzen bisher mit unseren Erfahrungen übereinstimmen, stets möglich, sie auch aus einer anderen Menge von Hypothesen zu folgern.

³ Ebd.

⁴ Føllesdal (1979), S. 158.

⁵ Siehe auch Ritter (2007), Bd. 3, S. 1266.

⁶ Siehe auch Ritter (2007), Bd. 2, S. 27.

Wenn aber mehrere Theorien möglich sind, für welche soll man sich dann entscheiden? Ein gängiger Vorschlag der Wissenschaftstheorie – so Føllesdal – lautet hier, sich auf die einfachste dieser Theorien festzulegen. Wie aber lässt sich die größere Einfachheit einer Theorie gegenüber einer anderen ausweisen? Und warum soll eine einfache Theorie vertrauenswürdiger sein als eine komplexere? Diesen gravierenden Fragen der Wissenschaftstheorie geht Føllesdal hier jedoch nicht weiter nach⁷.

In seiner weiteren Darstellung geht es ihm vielmehr darum zu klären, ob die hypothetisch-deduktive Methode – mit all ihren inhärenten Problemen – tatsächlich die Methode der Hermeneutik ist. Dazu wendet er diese Methode beispielhaft auf einen literarischen Text, nämlich auf Ibsens Drama *Peer Gynt*⁸ an. Und zwar geht es ihm dabei nicht um eine Gesamtdeutung des Texts, sondern lediglich um die Interpretation einer bestimmten Figur des Dramas, die innerhalb des fünften Akts insgesamt zweimal auftritt. Føllesdal nennt diese Figur den „Fremden“. (Diese Bezeichnung findet sich allerdings nicht in Ibsens Text selbst.) Die Figur ist, grob dargestellt, folgendermaßen in die Handlung eingebettet: Peer Gynt, der Protagonist des Dramas, befindet sich auf einem Schiff und reist aus Afrika zurück nach Norwegen. Die Szene beginnt, als er mit dem Schiff bereits die Nordsee bereist. Die Wellen sind stark, es ist sehr windig und es regnet heftig, Peer Gynt befürchtet deshalb, das Schiff könne sinken. Plötzlich tritt neben ihm dieser fremde Mitreisende auf; die beiden unterhalten sich kurz, dann verschwindet der Fremde unvermittelt wieder. Im nächsten Moment spricht Peer, verwirrt vom Gespräch mit dem geheimnisvollen Fremden, ganz kurz mit dem Kapitän, dann kentert das Schiff. Es gelingt ihm, an ein umgekipptes Rettungsboot zu kommen, er klammert sich daran fest und kurz darauf taucht wieder der Fremde auf und beginnt erneut ein verwirrendes Gespräch mit ihm.

Nach Føllesdals Kenntnis gibt es eine große Zahl verschiedener Interpretationen des Fremden und seiner Bedeutung für das Drama. In der weiteren Auseinandersetzung damit stellt Føllesdal kursorisch fünf einschlägige Deutungen vor: Darin ist dieser Fremde als „die Angst“ betrachtet worden, als „der Tod“, als „Ibsen selbst“, als „der Teufel“ und sogar als „Lord Byron“. Diese Interpretationen versteht Føllesdal – ganz im Sinne der hypothetisch-deduktiven Methode – als Hypothesen, aus denen er bestimmte Konsequenzen zu deduzieren versucht. Im nächsten Schritt sind diese Konsequenzen zur Überprüfung dann mit der Erfahrung zu konfrontieren; hier also einerseits mit dem Text selbst, aber auch mit anderen Informationen – besonders mit vorhandenen Lebensdaten und weiteren Hintergrundinformationen über die Person des Autors, etwa über seine Erfahrungen und Vorlieben. Es geht also darum, die Hypothesen über ihre Konsequenzen im Lichte der Erfahrung zu beurteilen. Genau wie in den Naturwissenschaften, die in ihrer Methodik nach Føllesdals Darstellung hier als Vorbild dienen, ist es dafür wesentlich zu klären, ob diese Hypothesen mit den gegebenen Tatsachen übereinstimmen. Dabei geht es laut Føllesdal nicht nur um die direkt angeführten, sondern auch um die nicht genannten Tatsachen – bezogen auf den Text als Erfahrungsquelle bedeutet das, nicht nur an der jeweiligen Textstelle zu verharren, sondern auch zu sichten, was für oder gegen die behauptete Position an anderen Stellen zu finden ist.

Dabei ist es nach diesem Konzept aber nicht das vorrangige Ziel, ein möglichst großes Quantum von Merkmalen herauszuarbeiten, welche die deduzierte Konsequenz stützen; viel wichtiger ist es, dass sie so spezifisch wie möglich sind, dass sie also möglichst genau zur jeweiligen Hypothese passen.

Sind mehrere sehr unterschiedliche Textstellen passend, sollten demnach diejenigen für die Interpretation bevorzugt werden, die zusammen ein möglichst einheitliches und kohärentes Bild schaffen.

Ziel ist es also, die zuvor formulierte Hypothese über den vorliegenden Text durch möglichst spezifische und kohärente Daten aus dem Text zu untermauern. Føllesdal weist in diesem Zusammenhang jedoch darauf hin, dass man stets gewisse Literaturtheorien und stilistische Theorien vor-

⁷ Eine prägnante Zusammenfassung der größtenteils noch nicht hinreichend analysierten philosophischen Probleme, die das sogenannte „Prinzip der Einfachheit“ aufwirft, findet sich in: Ritter (2007), Bd. 2, S. 388f.

⁸ Deutsche Übersetzung: Ibsen (1998).

aussetzen muss, aus denen sich ergibt, wie die jeweiligen Hypothesen und die aus ihnen abgeleiteten Konsequenzen überhaupt zu konstituieren sind. Aber auch diese Hintergrundtheorien sind freilich am jeweiligen Text auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen. Oft sind sie allerdings nur implizit als Prämisse vorhanden; um sie zu überprüfen, ist es dann nötig, sie möglichst zu explizieren und sie mit dem empirischen Untersuchungsgegenstand, nämlich dem Text, zu konfrontieren. Abschließend merkt Føllesdal in diesem Kontext an, dass es natürlich Fälle gibt, in denen überhaupt keine Interpretation möglich ist. Dies ist etwa dann der Fall, wenn sich schlicht keine mit den Tatsachen vereinbare Hypothese formulieren lässt. Unter gewissen Umständen sind nach Føllesdals Einschätzung – wie im Falle der Interpretation des „Fremden“ – mehrere Lesarten möglich, die gleichermaßen plausibel sind. Dann muss man eventuell davon ausgehen, dass es schlicht die Absicht des Autors war, den Text nicht festzulegen und durch ihn vielmehr verschiedene Assoziationen zu wecken.

Im nächsten Teil seines Aufsatzes befasst sich Føllesdal mit einigen historisch wichtigen Positionen, die aus unterschiedlichen Gründen die vorgestellte hypothetisch-deduktive Methode prinzipiell nicht für geeignet halten, universell zur Gewinnung von Erkenntnissen in Anwendung zu kommen. Eine ganz grundsätzliche Contra-Position ist die, dass die vorgestellte Methode für die experimentellen Naturwissenschaften spezifisch und auch allein für diese geeignet ist. Demnach ist sie insbesondere bei der Interpretation von Texten nicht hilfreich, um valide Daten über den untersuchten Gegenstand zu gewinnen. Von dieser prinzipiellen Differenz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sind besonders die Vertreter der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts ausgegangen⁹. Føllesdal lehnt diese Annahme jedoch als bloße Behauptung ab. Bestätigt sieht er sich dabei durch seine vorangegangene exemplarische Anwendung der hypothetisch-deduktiven Methode auf *Peer Gynt*, bei der er durchaus zu belastbaren Erkenntnissen über den untersuchten Text gekommen ist.

Ein weiterer Hebelpunkt für Kritik besteht in dem Hinweis, dass hypothetisch-deduktive Systeme stets aus Wenn-Dann-Sätzen bestehen; bei einem solchen Konditional ist die Wahrheit des „Dann“ von der Wahrheit des „Wenn“ abhängig – ist das „Wenn“ wahr, so ist auch das implizierte „Dann“ wahr¹⁰. Aus Sicht der Vertreter der Kritischen Theorie wird bei hypothetisch-deduktiv operierenden Interpretationen häufig die Wahrheit des Antezedens, des „Wenn“, auf fragwürdiger Basis bestimmt, um unter Voraussetzung dieser logischen Beziehung schließlich behaupten zu können, das Konsequens, das „Dann“, sei ebenfalls wahr. So wird demnach der interpretatorische Spielraum in ungebührlicher Weise eingeschränkt und einem zugleich eventuell vorhandenen manipulativen Interesse der Weg gebahnt. Dieses – zugegebenermaßen schwammige – Argument schreibt Føllesdal grob den beiden eminenten Vertretern der Frankfurter Schule Horkheimer und Habermas zu, die sich nach seiner Einschätzung stets für die prinzipiellen Wahlmöglichkeiten des Menschen gegenüber einem potentiell totalitären System eingesetzt haben. Diese Möglichkeiten sehen sie hier durch eine zu starke methodische Eingrenzung gefährdet, somit lehnen sie es ab, dass sich die Hermeneutik der bislang den Naturwissenschaften vorbehaltenen Methoden bedient. Allerdings betont Føllesdal, dass es schwer ist zu verstehen, was Habermas und Horkheimer überhaupt meinen, wenn sie aus einer solch primär sozialkritischen Perspektive über die hypothetisch-deduktive Vorgehensweise und ihre zumindest latenten, kritikwürdigen Sachzwänge sprechen. Jedenfalls sieht er bei solcher Kritik eine unzulässige Vermischung der soziologischen und der epistemologischen Perspektive, die prinzipiell voneinander zu unterscheiden sind. Zudem wendet er ein, dass auch jenseits der explizit hypothetisch-deduktiven Methode, sogar in alltäglichen Zusammenhängen, Sätze in eine Wenn-Dann-Form gebracht werden, wenn experimentell überprüft werden soll, ob sie zutreffen – und dabei setzt man das Vorhaben selten dem Verdacht aus, ein manipulatives Interesse zu verwirklichen oder den Handlungsspielraum des Akteurs in gefährlicher Weise zu beschränken.

Als Nächstes befasst Føllesdal sich mit dem Einwand, dass die hypothetisch-deduktive Methode ausschließlich für die Untersuchung von natürlichen Gegenständen geeignet ist und daher nicht in

⁹ Näheres dazu in Abschnitt 1.2.

¹⁰ Siehe auch Ritter (2007), Bd. 4, S. 263.

der Erforschung des Menschen und seiner per se kulturellen Produkte Anwendung finden kann. Das Argument stützt sich im Kern auf die Annahme, dass der Wissenschaftler selbst nicht auf das zu Untersuchende einwirken und vor allem nicht Teil des zu Untersuchenden sein sollte, weil er als Gegenstand seiner Forschung die Möglichkeit zur Selbstreflexion verlieren würde. Doch Føllesdal hält dem entgegen, dass es durchaus möglich ist, die Mechanismen dieser gegenseitigen Beeinflussung selbst offen zu legen und sie sozusagen als Randhypothesen über diese Vorgänge in den hypothetisch-deduktiven Prozess einzubeziehen. Denn warum sollte man mit dieser Methode nicht auch Aussagen über das untersuchende Subjekt und dessen Verhältnis zum jeweils von ihm untersuchten Objekt treffen können? Schließlich ist ein hypothetisch-deduktives System immer offen für neue und ergänzende Annahmen, die durch Erfahrung und Reflexion gewonnen werden; Letzteres kann auch das Nachdenken darüber sein, wie man das Theoriesystem einfacher oder kohärenter gestalten kann.

Im letzten Teil dieses Abschnitts räumt Føllesdal ein, dass es durchaus Theorien und Argumente gibt, die nur schwer mit der hypothetisch-deduktiven Methode erfasst werden können; so leitet er über zum nächsten Teil seines Aufsatzes, in dem er sich nun mit der Frage auseinandersetzt, ob es, obwohl die vorgestellte Vorgehensweise für beide Disziplinen geeignet ist, nicht doch gewisse prinzipielle Unterschiede zwischen den Naturwissenschaften und den Geistes- und Sozialwissenschaften gibt. Der erste Punkt ist hier die Frage nach der Theorieabhängigkeit der Daten: Sind die experimentell gewonnenen Daten nicht selbst in gewisser Weise durch die vorausgesetzte Theorie gefärbt? Ändern sich die Daten, wenn man die Theorie ändert, so, wie sich die Farben ändern, wenn man durch ein anders gefärbtes Glas blickt? Diese Frage ist schon auf einer ganz grundsätzlichen Ebene zu stellen, denn selbst die Weise, in der wir sprachliche Daten gewinnen, ist geprägt durch eine Grammatik, die wir stetig und meist rein intuitiv anwenden, ohne die vorausgesetzten grammatischen Strukturen näher zu analysieren. Somit ist auch hier das Denken schon durch die in der Grammatik liegenden Voraussetzungen in gewisser Weise vorgezeichnet.

Auf einer weniger grundsätzlichen Ebene bedeutet das bei der Interpretation von Texten, dass wir immer bereits ein gewisses Verständnis einzelner Teile sowie des gesamten Texts haben, das nicht aus dem Text gewonnen wird, sondern auf den Denkstrukturen, die wir beim Interpretieren zwangsläufig in Anschlag bringen. So gehen wir zwischen Einzelnem und Ganzem, konkret Gegebenem und Grundsätzlichem hin und her, bis wir, wie Føllesdal hier in Anlehnung an Rawls ausführt, ein reflektiertes Gleichgewicht zwischen beiden Aspekten erreicht haben, das selbst die plausible Interpretation darstellt. Dies ist es, was man generell als hermeneutischen Zirkel bezeichnet. Und Føllesdal vertritt die Position, dass in dieser zirkelhaften Methode wie in den Naturwissenschaften nach hypothetisch-deduktivem Muster verfahren wird. Damit steht er in einem zentralen Punkt im Widerspruch zu den Hermeneutikern des 19. Jahrhunderts, die das Verfahren des hermeneutischen Zirkels als zentral für die Geisteswissenschaften und zugleich als grundlegend anders als alles in den Naturwissenschaften Übliche betrachtet haben.

In seiner weiteren Betrachtung weist Føllesdal dennoch auf einen wichtigen prinzipiellen Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften hin; er betrifft die Menge der jeweils zu Grunde liegenden Daten. Die Natur liefert prinzipiell eine unbegrenzte Datenfülle, wohingegen kulturelle Produkte, wie etwa ein Text, stets nur eine begrenzte Datenmenge bieten. Wenn man also beispielsweise zwei rivalisierende Interpretationen betrachtet und nun klären will, welche von beiden zutreffend ist, so wird das nicht gelingen, indem man auf neue Daten hofft, denn bei einer validen Interpretation sollten ja bereits alle relevanten Daten vorliegen. Føllesdal führt weiter aus, dass eine Wahl der einen anstatt der anderen Interpretation in einem solchen Fall also nur zu treffen ist, indem man die Einfachheit, die Vollständigkeit und den Grad der Spezifität der Deutungen vergleicht und sich schließlich für die nach dieser Maßgabe überzeugendere der beiden entscheidet.

Im letzten Teil seines Aufsatzes geht Føllesdal auf weitere Unterschiede zwischen Geistes- und Naturwissenschaften ein, welche die Rationalitätsannahmen betreffen. Die Naturwissenschaften sind darauf angelegt zu erklären, also kausale Verhältnisse zu benennen und zu analysieren. Die Geisteswissenschaften hingegen sind in der Hermeneutik darauf aus, menschliche Handlungen und ihre

Produkte zu verstehen; und das gelingt ihnen nur, wenn sie gewisse Rationalitätshypothesen voraussetzen. Menschliche Handlungen sind als solche durch Rationalität geprägt; die Rationalitätshypothesen sollen also dazu dienen, den Menschen als rationalen Akteur zu verstehen. Vorausgeschickt werden muss, dass auch diese Annahmen prinzipiell hypothetisch-deduktiv gewonnen werden – somit stellen sie kein Problem für die gewählte Methode dar. Føllesdal nimmt in seiner weiteren Ausführung gewisse Anleihen bei der Entscheidungstheorie, die sich mit den empirisch ermittelten und bei der Erklärung von Handlungen daher normalerweise voraussetzenden Grundlagen rationalen Entscheidens auseinandersetzt¹¹. Solange wir keinen Anlass haben – etwa aus psychologischen Erwägungen –, die Rationalität einer Person in Zweifel zu ziehen, gehen wir gemäß der Entscheidungstheorie davon aus, dass sie ein rationaler Akteur ist. Laut Føllesdal dienen zur Erklärung ihrer Handlungen im Wesentlichen die folgenden Rationalitätsannahmen: Als erste Rationalitätshypothese nennt er die Konsistenz zu einem Zeitpunkt, also die Übereinstimmung der übergreifenden Präferenzen einer Person mit ihren jeweiligen Handlungen im Moment der Entscheidung. Diese synchrone Übereinstimmung ist die wesentliche Voraussetzung dafür, dass wir jemanden als rational betrachten und seine Handlungen und somit die ihnen vorausgehenden Entscheidungen als rationale verstehen können. Ist diese Bedingung in einem konkreten Fall nicht erfüllt, sind wir veranlasst, nach anderen Erklärungen zu suchen – etwa auf Basis der Psychologie.

Eine weitere bei rationalen Entscheidern vorausgesetzte Eigenschaft ist die diachrone Konsistenz. Wir setzen voraus, dass die Präferenzen der Handelnden über die Zeit einigermaßen stabil sind und dass wir, wenn sie sich ändern, dafür nachvollziehbare Gründe erkennen können.

Zudem setzen wir bei rationalen Akteuren voraus, dass ihre Präferenzen nicht nur durch Gegenwärtiges, sondern auch durch Zukünftiges geprägt sind. Dies ist die Annahme, dass wir aus Gründen der Rationalität nicht in maßloser Weise unsere Zukunft diskontieren, dass wir also auch Zustände in unsere Bewertungen miteinbeziehen, die nicht ganz gewiss, sondern bloß wahrscheinlich sind.

Am Ende des Abschnitts zu den Rationalitätsannahmen geht Føllesdal auf die Prämissen der Interaktion zwischen Akteuren ein. Die zu unseren Handlungen motivierenden Überzeugungen stehen stets in einer Interdependenz mit den Präferenzen anderer Personen. Wir richten unsere Entscheidungen immer auch auf die erwarteten Beurteilungen und dementsprechend auf die zu erwartenden Reaktionen anderer Akteure aus. Føllesdal verweist in diesem Kontext auf die Spieltheorie, die menschliches Handeln unter diesem Blickwinkel erforscht¹². All diese Aspekte, die hier nur angedeutet sind und nicht näher ausgeführt werden, müssen nach Føllesdals Einschätzung berücksichtigt werden, wenn man menschliche Handlungen und ihre Produkte verstehen will. Somit sind sie eine wichtige Voraussetzung, um mittels der hermeneutischen Methode zu einem validen Interpretationsergebnis zu gelangen. Zugleich sind sie generell mit den Mitteln der Hypothesenbildung, der Deduktion von Konsequenzen aus diesen Hypothesen und der empirischen Überprüfung dieser Konsequenzen zu plausibilisieren.

1.2 Die literaturwissenschaftliche Darstellung der Hermeneutik

Der wesentliche Anstoß für die Hermeneutik des 19. Jahrhunderts war Kants Transzendentalphilosophie, deren erkenntnistheoretischer Ausgangspunkt nicht mehr das erkannte Objekt war, sondern das erkennende Subjekt¹³. Die so motivierte Hinwendung zum subjektiven Moment des Interpretierens besteht bei Schleiermacher – deutlich angelehnt an Kants theoretische Philosophie – in einer Reflexion über die Bedingungen der Möglichkeit von Verstehen überhaupt¹⁴.

Das zu interpretierende Werk wird in diesem Zusammenhang als unmittelbarer Ausdruck des Seelenlebens begriffen; das Biographische eines Produzenten und sein Werk sind daher methodisch

¹¹ Siehe auch Ritter (2007), Bd. 2, S. 544.

¹² Siehe auch Ritter (2007), Bd. 9, S. 1392.

¹³ Geisenhanslüke (2007), S. 19.

¹⁴ Leiteritz (2004), S. 131.

nicht voneinander zu trennen¹⁵. Bei der interpretierenden Betrachtung sind, so Schleiermacher, zwei Aspekte der Sprache zu beachten: das Grammatische als der sprachlich objektive, wörtliche Aspekt, den der Text als Text selbst manifestiert, und das Psychologische, das als die individuelle Leistung vom Interpretieren zu erbringen ist und den Text an sich überschreitet¹⁶. Gründliches Verstehen ist daher die Synthese dieser beiden Aspekte, nämlich „das Zusammengehen von grammatischer und psychologischer Auslegung“¹⁷. In Anknüpfung daran unterteilt Schleiermacher den Verstehensprozess weiter in das Divinatorische und das Komparative. Im Komparativen wird zunächst das zu Verstehende unter Rekurs auf allgemein Bekanntes erfasst, im Divinatorischen wird es schließlich durch einen Akt der Einfühlung unmittelbar als ein Individuelles nachkonstruiert und weiter gehend begriffen¹⁸. Dieser Akt der Divination „besteht im spontanen, ahnenden Entwerfen eines Sinns“¹⁹, es geht also um ein individuelles Hineinversetzen in den Autor und die Entstehungsbedingungen des Texts, somit letztlich um ein empathisches Nachspüren der für das Werk wesentlichen Lebenspfade des Urhebers.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wächst durch den Druck der stetig schneller expandierenden Naturwissenschaften der Anspruch an die Allgemeinverbindlichkeit der Hermeneutik mit ihrem Selbstverständnis als allgemeine Methode der Geisteswissenschaften: „Sie sieht sich dazu gezwungen, den Begriff des Verstehens auf die Theorie einer allgemein verbindlichen Form der Wahrheit hin auszuweiten, die hinter naturwissenschaftlichen Modellen nicht zurücksteht“²⁰. Dilthey versucht daher in der Nachfolge Schleiermachers, den aktualisierten Wahrheitsanspruch mit der Methode der Hermeneutik in Einklang zu bringen²¹. Dabei bemüht er sich zugleich in klarer Abgrenzung von den Naturwissenschaften um ein separates Fundament für die Geisteswissenschaften – jene erklären natürlich Gegebenes, diese verstehen kulturelle Produkte als unmittelbare Ausdrücke des jeweiligen Seelenlebens ihres Urhebers. Das Besondere dabei ist, dass Dilthey zugleich den Blickwinkel der Hermeneutik auf das individuelle Moment des Werks reduziert, indem er methodisch allein auf das Psychologische rekurriert und dies weiter differenziert. Das Grammatische als sprachlich objektive Kategorie verschwindet hingegen aus dem Fokus seiner Betrachtung. Dilthey begreift das Werk als unmittelbaren Ausdruck des Seelenlebens, ja er geht sogar von einer völligen „Ineinssetzung von Leben und Werk“²² und einem unaufhebbaren „Zusammenhang von Erleben, Ausdruck und Verstehen“²³ aus. Wer ein Werk verstehen will, muss also fähig sein, fremde Seelenzustände nachzufühlen, „Grundlage der Hermeneutik ist nur noch die Divination als eine rein individuelle Kraft, die Autor und Ausleger verbinde“²⁴. Diese Konzentration auf das sogenannte Divinatorische bildet zugleich die Grundlage für die von Dilthey angenommene grundsätzliche Differenz zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften²⁵. Wie der Begriff des Divinatorischen bereits andeutet, geht es hier um einen transzendenten Vorgang des Verstehens: „Verstehen heißt also das zu Verstehende auf einen es übersteigenden Horizont zu beziehen, vor dem es erst als das zu Verstehende erscheint.“²⁶ Das unter diesem Blickwinkel immanent gegebene Werk ist somit nicht allein hinreichend für das Verstehen, der Sinn wird nicht aus ihm rekonstruiert, sondern darauf basierend auf einer transzendenten Ebene durch das verstehende Subjekt erst konstituiert. Sinn wird daher verstanden als die „Einheit

¹⁵ Geisenhanslücke (2007), S. 47ff.

¹⁶ Jahraus (2004), S. 255.

¹⁷ Geisenhanslücke (2007), S. 44.

¹⁸ Geisenhanslücke (2007), S. 45.

¹⁹ Leiteritz (2004), S. 132.

²⁰ Geisenhanslücke (2007), S. 47.

²¹ Siehe auch Ritter (2007), Bd. 3, S. 1065.

²² Geisenhanslücke (2007), S. 49.

²³ Geisenhanslücke (2007), S. 48.

²⁴ Geisenhanslücke (2007), S. 47.

²⁵ Geisenhanslücke (2007), S. 48.

²⁶ Jahraus (2004), S. 249.

der Differenz von Immanenz und Transzendenz²⁷. Das Werk gibt hier lediglich gewisse Regularitäten für das Verstehen vor, keinesfalls determiniert es dieses aber. Dabei sind „Verfälschungen [...] notwendige Effekte des Verstehens, denn sie hängen mit der Transzendenz zusammen, die den Verstehensakt konstitutiv auszeichnet“²⁸. Verstehen ist also nur möglich, wenn der Interpret einerseits das zu Verstehende transzendiert, zugleich aber immanent beim zu Verstehenden verbleibt. Vorge stellt wird dies als ein stetiger, zirkelhafter Wechsel von Immanenz zu Transzendenz: „Daraus folgt, dass das Verstehen nicht objektiv und das heißt einsinnig sein kann, sondern immer wieder den Zirkel Immanenz-Transzendenz durchlaufen muss“²⁹. Als Prozess betrachtet ist diese „interpretationskonstitutive Dialektik des Allgemeinen und des Individuellen“³⁰, welche die „Einheit der Differenz“³¹ herzustellen vermag, der sogenannte Hermeneutische Zirkel.

An diesem Zirkel sind stets zwei Instanzen beteiligt: das Einzelne und das Ganze. Das zirkelhafte Verstehen des Einzelnen, also des Werks, ist immer nur aus dem Ganzen möglich und vice versa; diese Teil-Ganzes-Beziehung ist für den Hermeneutischen Zirkel überhaupt konstitutiv. Allerdings folgt man beim Verstehen nicht allein im Verhältnis von Teil und Ganzem dem Zirkel: „Auch die Relationen zwischen Autor und Text, Autor und Leser, zwischen der Zeit des Textes und der Zeit der Interpretation, zwischen Einzeltext und Gesamtwerk sind zirkulär“³².

Gelingen kann dieser Zirkel des Verstehens jedoch überhaupt nur, wenn das interpretierende Subjekt eine gewisse Kongenialität zum Urheber des Werks besitzt; ist diese geistige Verwandtschaft nicht gegeben, wird es nicht gelingen, sich in einem Akt der Divination, die selbst – wie beschrieben – immer eine Synthese aus Immanenz und Transzendenz ist, das Werk verstehend anzueignen³³.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich das Verstehen im Sinne Diltheys in einem kongenialen und zwischen Immanenz und Transzendenz einerseits sowie Teil und Ganzem andererseits zirkelhaft verfahrenen Akt der Einfühlung in fremde Seelenzustände vollzieht, der durch den Textsinn überhaupt erst konstituiert wird.

2. Kritik an Føllesdals Darstellung

Womöglich ist eine wissenschaftstheoretische Analyse, wie Føllesdal sie zu leisten versucht, generell ungeeignet für den Gegenstand der romantischen Hermeneutik, da schon die dort üblichen Begrifflichkeiten so vage sind, dass sie nicht mit dem Exaktheitsanspruch einer solchen Betrachtung sinnvoll erfasst werden können. Wenn man dies demnach prinzipiell für möglich und sinnvoll hält, ist jedoch fraglich, ob Føllesdals Ausführungen zu diesem Thema tatsächlich zutreffend sind.

So ist zu bezweifeln, dass der beschriebene Akt der divinatorischen Einfühlung in fremde Seelenzustände und das empathische Nachspüren der biographischen Umstände des Autors methodisch als hypothetisch-deduktiv zu bezeichnen sind. So zeigt diese starke Betonung des individuellen Moments und der zum Verstehen als notwendig erachteten Kongenialität zwischen Urheber und Verstehendem, dass hier eine unaufhebbare und jeweils einzigartige Abhängigkeit der Interpretationsleistung vom jeweiligen Interpreten vorausgesetzt wird. Die erforderliche Kongenialität ist zudem ein elitärer Anspruch, da sie selbstverständlich nicht bei jedem, der den Versuch einer Interpretation unternimmt, vorausgesetzt werden kann. Unter dieser starken Voraussetzung ist es auch nicht prinzipiell jedem vernunftbegabten Menschen, der allein die allgemeinen und von Føllesdal formulierten Rationalitätsannahmen erfüllt, schon möglich, ein Werk zu verstehen. Denn allein dadurch erfüllt er nicht notwendigerweise auch den in vielen Fällen hohen Anspruch der Geistesverwandtschaft mit dem Urheber.

²⁷ Jahraus (2004), S. 254.

²⁸ Jahraus (2004), S. 250.

²⁹ Jahraus (2004), S. 254.

³⁰ Jahraus (2004), S. 256.

³¹ Ebd.

³² Jahraus (2004), S. 259.

³³ Tepe (2007c), S. 6.

Mit anderen Worten: Der kongenial-empathische Interpret drückt hier dem zu interpretierenden Werk seinen individuellen Stempel auf. Dabei gerät er in keinen als linear-prozesshaft erfassbaren Erkenntnisvorgang, und er bildet gar nicht erst – wie von Føllesdal behauptet – eine Hypothese, die er dann am Text zu überprüfen hätte; vielmehr legt er sich in seiner Formulierung der Interpretation schon auf ihre Gültigkeit fest, eine kritische Überprüfung gemäß der hypothetisch-deduktiven Methode ist generell nicht vorgesehen. Nach dem Verständnis der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts kreist der Interpret also in einem bestenfalls metaphorisch zu verstehenden, subjektiven und nicht weiter analysierbaren Zirkel von Immanenz und Transzendenz sowie Teil und Ganzem um sich selbst und seine subjektive Einschätzung des Werks.

Ein solcher Vorgang der je individuellen Einfühlung ist methodisch jedoch keinesfalls zu kontrollieren, mit wissenschaftlichem Anspruch ist er somit weder in seinem konkreten Gehalt, noch in seiner prinzipiellen Methodik nachvollziehbar.

Føllesdals Annahme, dass die Hermeneutik des 19. Jahrhunderts, so wie sie im vorigen Abschnitt rekonstruiert und etwa von Gadamer verstanden wurde, hypothetisch-deduktiv und somit wie die Naturwissenschaften agiert, ist daher als unzutreffend zurückzuweisen.

3. Transformierung der Hermeneutik

In seinem Kommentar zu Føllesdals Aufsatz³⁴ kritisiert Tepe ebenfalls dessen Darstellung der Hermeneutik Schleiermachers und Diltheys. Auch nach Tepes Ansicht greift Føllesdals Auseinandersetzung mit der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts zu kurz, da er ihr fälschlicherweise eine Methodik unterstellt, die prinzipiell nicht von jener der Naturwissenschaften zu unterscheiden sei. Tepe differenziert seine Kritik jedoch weitergehend: So weist er darauf hin, dass mit der Behauptung einer grundsätzlichen Differenz zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, wie Dilthey sie formuliert hat, zugleich der problematische Anspruch verbunden ist, „den Geisteswissenschaften in methodologischer Hinsicht eine *absolute* Sonderstellung zuzuweisen“³⁵ und ihnen ein separates Fundament als Wissenschaft zu errichten. Und eben diesen grundsätzlichen und weitreichenden Anspruch hat Føllesdal nach Tepes Einschätzung nicht genügend im Blick, da er der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts unterstellt, zumindest implizit auf die hypothetisch-deduktive Methode zu setzen und sich somit methodisch nicht weiter von den Naturwissenschaften zu unterscheiden.

Wichtig sind dieser Exklusivitätsanspruch und die damit verbundene methodische Sonderstellung nach Tepes Beurteilung besonders deshalb, da sie es ermöglichen, „Interpretationsverfahren, die darauf hinauslaufen, einen bestimmten weltanschaulichen Rahmen zu stützen und zu verstärken, als eben die ‚Spezialmethode[n] der Geisteswissenschaften‘ auszugeben – und damit eine projektiv-aneignende Interpretation als genuin geisteswissenschaftliche Leistung zu behaupten“³⁶ und somit nach dem Selbstverständnis der Vertreter dieser Position zugleich zu legitimieren. Als „projektiv-aneignend“ klassifiziert Tepe in kritischer Absicht dabei solche Methoden der Interpretation, bei welchen sich der Interpret das interpretierte Werk in je individueller Weise aneignet, indem er seine subjektive Weltanschauung darauf projiziert³⁷. Dem Werk an sich kann man sich so freilich nicht im Sinne wissenschaftlicher Objektivität nähern; es wird zumindest implizit mit dem Ziel missbraucht, es für eine bestimmte Ideologie fruchtbar zu machen³⁸. Eine solche, von subjektiven Interessen geleitete Interpretation bleibt jedoch immer ein gewissermaßen esoterisches Unterfangen, da die universell vorausgesetzten Rationalitätsannahmen allein nicht zu ihrem Verständnis hinreichend sind. Daher kann eine derartige Auslegung stets nur von Individuen mit wesentlich ähnlichem Überzeugungssystem für zutreffend gehalten werden. Eine mit dieser Methodik gewonnene Deutung wird gar nicht erst an

³⁴ Tepe (2007a).

³⁵ Tepe (2007a), S. 2.

³⁶ Tepe (2007a), S. 2f.

³⁷ Siehe Tepe (2007), S. 109ff.

³⁸ Ebd.

allgemein zugänglichen sowie für das Werk relevanten Fakten gemessen und gegebenenfalls revidiert und als falsch abgelehnt. Denn sie beruht allein auf intrasubjektiver Stimmigkeit, konkret also auf Übereinstimmung mit der jeweiligen Weltanschauung, und es gibt überhaupt keine Kriterien, wonach sie als richtig oder falsch beurteilt werden könnte. Wie sollte man auch – psychologisch gesprochen – die introspektiven Wahrheiten eines Individuums anzweifeln? So gültig eine solche Deutung subjektiv erscheinen mag: Intersubjektive Nachvollziehbarkeit, die als ein wesentliches Merkmal wissenschaftlicher Arbeit vorausgesetzt werden muss, kann mit einer solchen Methodik natürlich nicht erreicht werden; denn was introspektiv für wahr gehalten und dann auf das Werk projiziert wird, muss keinesfalls mit den empirisch zu bestimmenden Fakten übereinstimmen und somit für andere nachvollziehbar sein. Der von Dilthey formulierte Anspruch der Wissenschaftlichkeit ist daher vor dem Hintergrund seiner skizzierten Methodik auch nach Tepe's Einschätzung problematisch. Will die Geisteswissenschaft wirklich als Wissenschaft auftreten, muss sie selbstverständlich einer wissenschaftstheoretischen Analyse ihrer Methoden standhalten. Schafft sie dies nicht, muss sie entweder verlustreich den Anspruch der Wissenschaftlichkeit fallen lassen, oder sie besinnt sich auf ihre wesentlichen Anliegen und bemüht sich, die eigenen Begrifflichkeiten aus dem dunklen Keller der Vagheit ans Licht zu holen, sie kritisch zu analysieren und in maximaler Klarheit zu reformulieren. Genau dies hält Tepe bei der Hermeneutik, wie sie von Schleiermacher angelegt und von Dilthey weitergeführt wurde, für durchführbar; er zeigt dies, indem er ihre Ansätze aufgreift, wo möglich wissenschaftstheoretisch tragfähig reformuliert und ansonsten als unbrauchbar verwirft und somit als legitime Verfahren einer wissenschaftlichen Interpretation nicht weiter in Betracht zieht³⁹.

Tepe's differenzierte Interpretationsmethode kann in diesem Rahmen nicht ausgebreitet werden. Daher sollen hier lediglich ihre Anleihen bei der Hermeneutik des 19. Jahrhunderts und deren Modifikation cursorisch zur Darstellung kommen. Tepe bezeichnet seine Methode als kognitive Hermeneutik. In Abgrenzung zur klassischen Hermeneutik des 19. Jahrhunderts versteht sie die „Interpretation nicht als Kunst, sondern als wissenschaftsfähiges Tun“⁴⁰. Methodisch lehnt sie sich daher an die Naturwissenschaften an. Durch sie wird letztlich der behauptete grundsätzliche Unterschied zwischen den beiden Wissenschaften hinfällig: „Diese Kluft ist prinzipiell überbrückbar, da die kognitive hermeneutische Methode selbst nur eine Variante der in den Naturwissenschaften dominierenden hypothetisch-deduktiven Methode ist, d.h. es gibt in methodologischer Hinsicht ein gemeinsames Fundament“⁴¹. Sie verfolgt somit wie die Naturwissenschaften grundsätzlich ein kognitives Interesse; es geht ihr darum, nachvollziehbare Erkenntnisse über den zu untersuchenden Gegenstand zu liefern. Diese intersubjektive Nachvollziehbarkeit kann freilich nur erreicht werden, wenn die Vorgehensweise methodisch kontrolliert ist: „Es gilt, ‚nach kontrollierbaren Richtlinien‘ den Sinn von Kulturphänomenen zu erfassen, die stets als Manifestationen eines spezifischen Überzeugungssystems zu behandeln sind“⁴². Es ist daher plausibel, dass Tepe auf den Begriff der Divination verzichtet, da er von einem zu starken Modell der Einfühlung ausgeht⁴³. Dennoch greift die kognitive Hermeneutik diesen empathischen Ansatz auf und berücksichtigt ein „schwaches‘ Modell des Sichheinversetzens [...], das sich damit begnügt, die Prämissen des Autors zu erschließen, ohne mit ihnen eins werden zu müssen“⁴⁴. Das problematische Unterfangen einer kongenialen Identifikation – wie von Dilthey gefordert – ist also nicht erforderlich, um eine valide Aussage über den Gegenstand treffen zu können. Wichtig ist dabei, dass jede solche Aussage stets nur als Hypothese zu verstehen ist, die sich durch kritische Prüfung lediglich bewähren kann, jedoch niemals als völlig gesichert zu betrachten ist: „Für die kognitive Hermeneutik ergibt sich die Unabschließbarkeit der wissenschaftlichen Textinterpretation aus dem hypothetischen Charakter aller realwissenschaftlichen Erkenntnis, der defini-

³⁹ Tepe (2007b), S. 1.

⁴⁰ Tepe (2007b), S. 2.

⁴¹ Tepe (2007a), S. 3.

⁴² Tepe (2007c), S. 6.

⁴³ Tepe (2007b), S. 3.

⁴⁴ Ebd.

tive Gewissheit ausschließt⁴⁵. Jede Hypothese bleibt also – so hoch der Anspruch an ihre intersubjektive Nachvollziehbarkeit auch sein mag – prinzipiell stets falsifizierbar; den Status einer unhintergehbaren Wahrheit kann sie nie erlangen. Allerdings muss und soll sie einen solch vermessenen Anspruch auch gar nicht zu erfüllen versuchen, um wissenschaftlich Verwertbares hervorzubringen. Es geht in der kognitiven Hermeneutik also um *Sinnextraktion* an Stelle von wissenschaftlich nicht haltbarer *Sinnprojektion*⁴⁶. Tepe räumt jedoch ein, dass auch hier keine völlige Freiheit von Subjektivität garantiert werden kann: „Dabei geht es nie darum [...] den eigenen Standort zugunsten eines anderen preiszugeben, sondern darum, die eigene Subjektivität kontrolliert ins Spiel zu bringen, sodass Sinnbesetzung vermieden und ‚erkenntnismäßige Sinnermittlung‘ möglich wird“⁴⁷. So kann, wie Tepe es formuliert, zwar keine „große“ Objektivität“ erreicht werden, immerhin jedoch eine „kleine“ im Sinne „verlässlichen und gut bestätigten Wissens, das aber hypothetisch und damit stets korrigierbar bleibt“⁴⁸. Die von Føllesdal bereits für die klassische Hermeneutik reklamierte, mit den Naturwissenschaften gemeinsame Basis wird hier also erreicht; allerdings erst durch eine kritische und wissenschaftstheoretisch belastbare Transformierung der in dieser angelegten Interpretationsansätze zur kognitiven Hermeneutik.

4. Fazit und Ausblick

Die zu Beginn formulierte Ausgangsfrage, ob die klassische Hermeneutik, wie von Føllesdal behauptet, tatsächlich hypothetisch-deduktiv verfährt, muss vor dem Hintergrund der von Hermeneutikern wie Schleiermacher und Dilthey formulierten Grundannahmen verneint werden. Dennoch sind die darin angelegten interpretationstheoretischen Anregungen durchaus beachtenswert; nach einer kritischen Revision lassen sie sich, wie von Tepe durchgeführt, in wissenschaftstheoretisch überzeugender Weise reformulieren. Aus dieser reflektierten Überarbeitung geht die kognitive Hermeneutik hervor, die mit einem Erkenntnisanspruch auftritt, der sich prinzipiell nicht von dem der Naturwissenschaften unterscheidet. Zudem überschneidet sie sich mit dieser in methodologischer Hinsicht, da ihre Erkenntnisprozesse hypothetisch-deduktiv verlaufen. Durch diese methodologische Transparenz sind ihre Ergebnisse grundsätzlich nachvollziehbar; anders als in der klassischen Hermeneutik sind sie nicht nur dem esoterischen Zirkel der jeweils kongenialen Geister zugänglich, in ihrer Objektivität sind sie prinzipiell für jeden verständlich, der gewisse basale Rationalitätsbedingungen erfüllt.

Eine solche Auseinandersetzung mit interpretationstheoretischen Grundfragen dient im Ergebnis jedoch nicht nur als Basis für eine verlässliche Methodik in der Literaturwissenschaft; ex negativo hilft sie auch, die in dieser Disziplin mit illegitimem Wissenschaftsanspruch auftretenden projektivaneignenden Praktiken auszugrenzen. Tepe weist jedoch ausdrücklich darauf hin, dass diese subjektivistischen Verfahren keineswegs grundsätzlich abzulehnen sind – lediglich in der Wissenschaft haben sie keinen Platz. Denn im nicht-wissenschaftlichen Rahmen können die in solch subjektivistischer Weise gewonnenen Interpretationen durchaus zur Lösung individueller lebenspraktischer Probleme hilfreich und somit im Rahmen einer persönlichen Fruchtbarmachung legitim sein. Zu diesem Zweck kann sich der Interpret sogar mit den Überzeugungen eines Autors identifizieren, wenn er ihm in einer konkreten Lebenssituation als hilfreiches Vorbild oder Beispiel dienen kann. Um diesen unproblematischen Fall einer persönlichen Nutzbarmachung vom pseudowissenschaftlichen der kognitiv-aneignenden Verfahren zu unterscheiden, bezeichnet er ihn lediglich als „aneignende Interpretation“⁴⁹. Außerhalb des literaturwissenschaftlichen Betriebs dürfte dies übrigens die häufigste Art der Auseinandersetzung mit literarischen Texten sein.

⁴⁵ Tepe (2007b), S. 4.

⁴⁶ Tepe (2007c), S. 3.

⁴⁷ Tepe (2007c), S. 5.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Siehe Tepe (2007), S. 97ff.

Diese strenge Differenzierung zwischen der kognitiven, objektiven und wissenschaftlich legitimen Methode einerseits sowie der projektiv-aneignenden, subjektiven und wissenschaftlich nicht haltbaren Vorgehensweise andererseits immer wieder zu betonen, mag ein wenig übertrieben erscheinen, da man doch annehmen sollte, dass eine Disziplin wie die Literaturwissenschaft durchaus in jeder ihrer Facetten die Leistung erbracht hat, sich ihrer wissenschaftlichen Methodologie kritisch und selbstreflexiv zu vergewissern. Gespeist aus der Erfahrung eines diesbezüglichen Mangels sieht Tepe jedoch die Notwendigkeit, dies sehr deutlich zu betonen: Man kann den selbstverständlichen Wissenschaftsanspruch nur dann glaubwürdig erheben, wenn man zunächst „die nicht- bzw. pseudowissenschaftlichen hermeneutischen Verfahren, die in der textwissenschaftlichen Praxis eine erhebliche Rolle spielen, durchschaut und dem zugehörigen Ort zugewiesen hat“⁵⁰. Ist dies geschehen, bleibt für die Literaturwissenschaft ein Verfahren, das in methodisch kontrollierter, objektiv nachvollziehbarer und empirischer Weise belastbare Daten über den jeweiligen Gegenstand liefert. So ist einerseits ein wirklicher Erkenntnisfortschritt in der Literaturwissenschaft gewährleistet. Andererseits kann sich das Fach, mit solchem Anspruch und Selbstverständnis auftretend, vom gelegentlich durch Vertreter anderer Wissenschaftsdisziplinen geäußerten Verdacht befreien, eine zumindest schwammige oder gar nur scheinbare Wissenschaft zu sein, der es grundsätzlich an Methodologie und kognitivem Ernst mangelt. Durch eine reflektierte Interpretationstheorie wird sie schließlich dem in ihrem Namen formulierten Wissenschaftsanspruch gerecht.

Literatur

Bühler, Axel (2008; Hg.): *Hermeneutik*. Heidelberg: 2008.

Føllesdal, Dagfinn (1979): *Hermeneutik und die hypothetisch-deduktive Methode*. Deutsche Übersetzung in: Axel Bühler (Hg.): *Hermeneutik*. Heidelberg: 2008. S. 157–176.

Geisenhanslüke, Achim (2007): *Einführung in die Literaturtheorie*. Darmstadt: 2007.

Ibsen, Henrik (1998): *Peer Gynt*. Ditzingen: 1998.

Jahraus, Oliver (2004): *Literaturtheorie*. Tübingen: 2004.

Leiteritz, Christiane (2004): *Hermeneutische Theorien*. In: Martin Sexl (Hg.): *Einführung in die Literaturtheorie*. Wien: 2004. S. 129–159.

Ritter, Joachim (2007; Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. 13 Bände, 1971–2007 (CD-ROM). Basel: 2007.

Tepe, Peter (2007): *Kognitive Hermeneutik*. Würzburg: 2007.

Tepe, Peter (2007a): *Kritischer Kommentar: D. Føllesdal: Hermeneutik und die hypothetisch-deduktive Methode (mit einem Seitenblick auf Stegmüller)*. In: Peter Tepe: *Kognitive Hermeneutik*. Würzburg: 2007. Ergänzung 76 (CD-ROM).

Tepe, Peter (2007b): *Mehr zu Schleiermacher und Dilthey*. In: Peter Tepe: *Kognitive Hermeneutik*. Würzburg: 2007. Ergänzung 139 (CD-ROM).

Tepe, Peter (2007c): *Kritischer Kommentar: E. Betti: Die Hermeneutik als allgemeine Methodik der Geisteswissenschaften*. In: Peter Tepe: *Kognitive Hermeneutik*. Würzburg: 2007. Ergänzung 140 (CD-ROM).

⁵⁰ Tepe (2007a), S. 3.